

Zeitschrift: Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Herausgeber: Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Band: 18 (1946-1947)

Artikel: Was die Hirten erzählen : Sagen aus dem Schwarzseetal

Autor: Kolly, German

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-956592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IV. Was die Hirten erzählen.

**Sagen aus dem Schwarzseetal, gesammelt und aufgezeichnet
von *German Kolly*.
Federzeichnungen von *Eugen Reichlen*.**



Unsere Quellen.

Das Senseland war einst reich an Sagen. Leider sind nur ganz wenige aufgezeichnet worden. Viele sind für immer verloren gegangen, doch nicht alle. Da und dort findet man noch ältere Leute, die mit gutem Gedächtnis manches zu erzählen wissen, das ihnen Eltern und Grosseltern einst überliefert haben. So ist es möglich geworden, ein volles Dutzend Sagen zu sammeln, deren Schauplatz in der Umgebung des Schwarzen Sees liegt.

Die Entstehung des Schwarzsees (Seite 126) hat uns Notar Ch. Marro (1800-1879) in einem Gedicht, betitelt *Der Schwarzsee und die Bergmännlein*, festgehalten.

Franz Küenlin war der erste Sagensammler unseres Kantons. Seinem Buche *Historisch-romantische Schilderungen aus der Westschweiz* ist folgendes entnommen und frei nacherzählt worden:

Die Schlangenbeschwörung, 2. Teil, Seite 131.

Das Erlebnis des Hett Neuhaus, Seite 150.

Die Erzählung von den Ankenbettlern, Seite 161.

Alle übrigen Sagen sind dem Volksmund abgelauscht und inhaltsgetreu wiedergegeben worden. G. K.

Wie der Schwarzsee entstand.

Aus der Krone der Freiburgeralpen leuchtet ein wunderbarer Kobalt: der Schwarzsee. Sonnige Weiden und dunkle Wälder umsäumen seine Ufer, und die nahen Berggipfel spiegeln ihre stolzen Häupter in seinem klaren Wasser. Alles atmet hier Ruhe und Frieden. Der Lärm der aufgeregten Welt dringt nicht in diese Einsamkeit.

Wie der Schwarzsee entstanden ist, meldet uns eine Sage.

Vor vielen hundert Jahren gab es in diesem Tale noch keinen See. Eine prächtige Matte breitete sich hier aus, und ein Fluss durchzog sie. Üppige Weiden zogen sich den rechten Talhang hinauf bis zum Gipfel des Berges, der damals noch Geisserich hiess. Alle Berggüter von der Talsohle bis zur Höhe gehörten dem Bernhard Riggi. Er war der reichste Mann der Gegend. Aber der grosse Reichtum hatte ihn weder stolz, noch hartherzig gemacht. Bernhard war freundlich gegen alle Menschen und hilfreich gegen alle Bedürftigen. Darum wurde er auch von der ganzen Bevölkerung hoch geachtet und verehrt.

Im Frühjahr, wenn der Föhn den Schnee aus den Alpen gefegt und die Weiden mit frischem Grün bekleidet hatte, zog Bernhard Riggi mit seinen Viehherden zu Berge. War das eine Augenweide, wenn die endlosen Scharen von Kühen und Rindern mit klangvollem Geläute durchs Tal zogen. Einen Sommer lang freute sich Bernhard am einfachen Hirtenleben, droben auf der Riggis-

alp. Das Glück war ihm allzeit hold. Nie suchte eine Seuche seine Herden heim. Aber auch nie stürzte ein Tier in einen Abgrund, denn Bernhard hatte sich nach guten Hütern umgesehen: es waren die Zwerglein. Sie hüteten des Nachts die Tiere, sie halfen beim



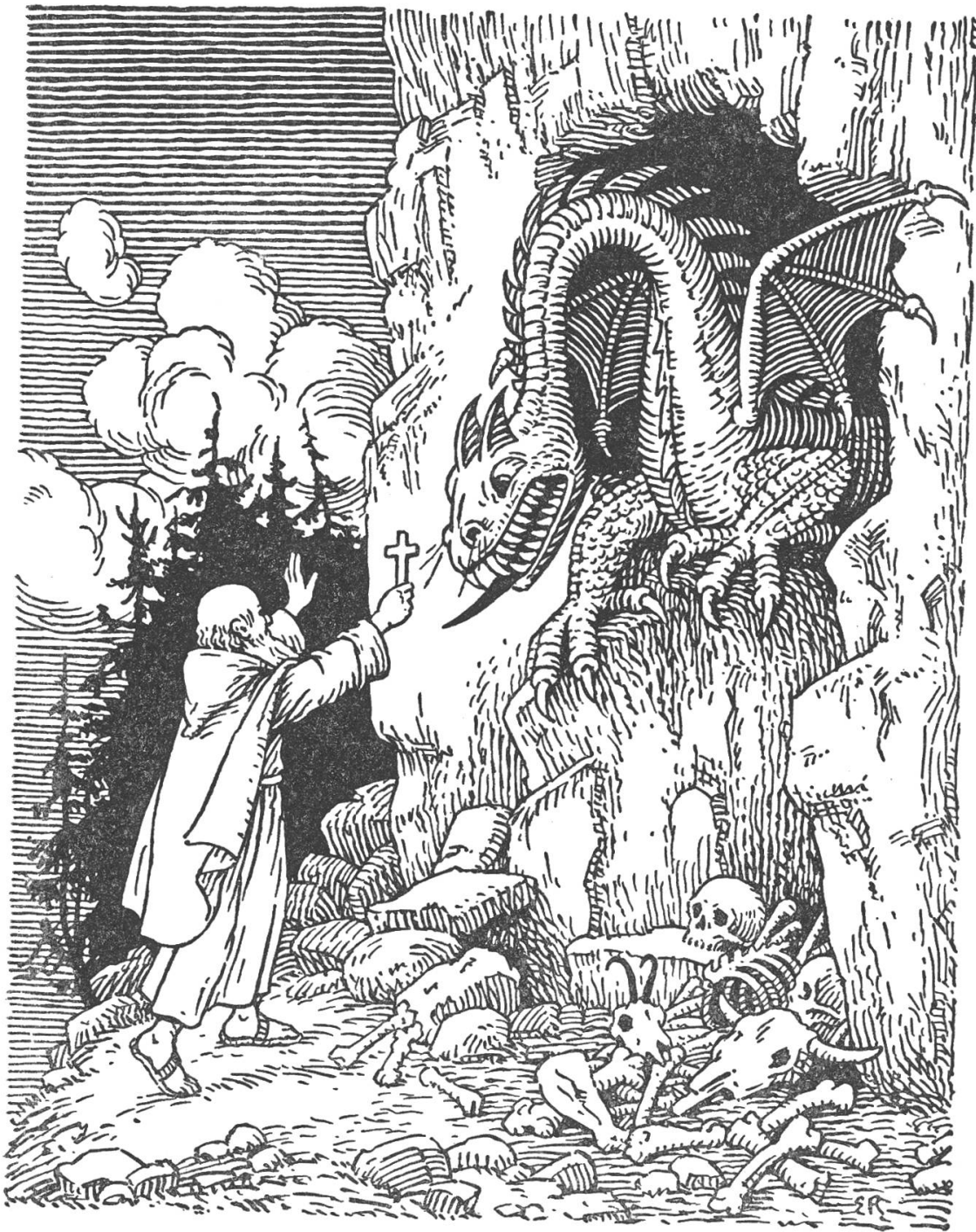
Melken, sie halfen den Käse und die Butter bereiten. Sie halfen überall. Als Lohn musste ihnen der Senn jeden Abend eine Gebse voll Nidel unter eine Wettertanne stellen. Des Nachts kam dann das kleine Volk und schlürfte den köstlichen Trank.

Gemsen und Rehe gab es damals in grosser Zahl. Niemand verfolgte sie. Sie waren ganz zahm und zutraulich, weideten mit

dem Vieh und kamen ohne Scheu in die Nähe der Hütte, wo sie aus den Rinnen das Salz leckten, das die Hirten ihnen gestreut hatten. So lebten Menschen und Tiere im tiefsten Frieden nebeneinander und nirgends auf der Welt schienen die Menschen so glücklich zu sein wie dort droben. Aber kein Sterblicher soll auf dieser Erde restlos glücklich sein. So hatte auch Bernhard Riggi etwas, das ihm Kummer machte. Es war sein Sohn Ubald. Der folgte nicht den weisen Lehren und dem Beispiele seines Vaters. Er war stolz, finster und verschlossen. Am Hirtenleben hatte er keine Freude. Das war ihm zu gering. Er wollte höher hinauf. Er wollte ein Herr sein. Als Bernhard zum Sterben kam, rief er seinen Sohn zu sich und sprach:

« Ich fühle, dass meine Tage zu Ende gehn. Es war ein schönes Leben. Dem Herrgott danke ich dafür. Er hat meiner Hände Arbeit gesegnet, mich reich mit Gütern beschenkt, mich vor allem Unglück bewahrt und mir seinen Frieden gegeben. All mein Hab und Gut, mein Reichthum gehört nun dir. Aber ich bitte dich, Ubald, lass den Stolz nicht in dein Herz kommen. Diene Gott mit demüthigem Herzen. Sei hilfreich und freundlich gegen die Mitmenschen. Sei freigebig gegen die Armen. Sei auch gut gegen die Zwerglein, denn ihnen verdanken wir viel. Ubald, willst du mir das versprechen? » Der Sohn gelobte es.

Bernhard starb und Ubald trat sein Erbe an. Anfänglich schien es recht gut zu gehen. Aber schon nach wenig Jahren vergass er sein Versprechen und ging seine eigenen Wege. Ubald wurde ein Jäger. Mit Bogen und Pfeil bewaffnet versteckte er sich in der Nähe der Salzzinnen. Kamen Gamsen oder Rehe heran, dann durchbohrte sie ein Pfeil. Das Wild verliess die Weiden und zog sich auf die Gipfel, Gräte und in die Schluchten der Berge zurück. Aber der verwegene Jäger fand auch ihre verborgensten Schlupfwinkel. Überall wo er hinkam, brachte er Tod und Verderben. Auf dem Gipfel der Kaiseregg liess sich der Stolze ein Jagdschloss erbauen. Mit Verachtung schaute er hinunter auf die Hirten und das kleine Volk. Die Hirtenschaft überliess er den Knechten. Die Zwerglein wollte er in seinem Reiche nicht mehr dulden und verbot seinen Hirten, ihnen Nidel unter die Wettertanne zu stellen. Empört über diesen schwarzen Undank verliess das Zwergvolk für immer



die Gegend und liess sich in einem andern Bergtale nieder, wo bessere Menschen wohnten. Jetzt hütete niemand mehr die Herden. Die Tiere stürzten über Felsen und Abgründe. Pest und Seuchen brachen aus. Da ergrimmte Ubald, fluchte auf den Herrgott, ver-

spottete die Frömmigkeit seines Vaters und verwünschte Zwerge, Hirten und Herden. Jetzt folgte das Strafgericht.

An einem Hochsommernachmittag stiegen hinter den Bergen dunkle Wolken auf. In der Ferne begann es zu grollen. Immer näher kam es heran. Der Wind heulte. Jetzt stand das Gewitter über dem Berge. Ganz dunkel wurde es. Blitz auf Blitz zuckte durch die Wolken. Es war als ob es Feuer regnete. Der Donner krachte durch die Berge, und der Boden zitterte ohne Unterlass. Das Vieh brüllte in den Ställen. Die Hirten flohen, sie meinten das Ende der Welt sei gekommen. Jetzt barsten die Wolken. Hagel prasselte hernieder und ganze Sturzbäche von Regen. Schmutziggelbe Fluten wälzten sich die Alp hinunter und vereinigten sich zu einem reissenden Strom. Hoch oben im Kaisereggsschloss stand Ubald am Fenster und schaute zitternd hinaus in das furchtbare Toben der entfesselten Elemente. Da wankte plötzlich der Boden unter ihm. Ein fürchterliches Donnern und Krachen dröhnte an seine Ohren. Dann wurde es dunkel um ihn. Der Berg hatte sich gespalten, und ein Teil desselben war mit Schloss und Jäger zu Tale gerutscht, Hütten, Wälder und Vieh mit sich reissend. Noch immer goss der Regen nieder. Immer mächtiger schwellen die wilden Ströme an. Die Erd- und Gesteinmassen des Bergsturzes versperrten im Tale drunten dem Wasser den Weg. Es stieg und stieg immer höher und wurde zu einem tiefen, dunklen See — dem Schwarzsee.

Als die furchtbare Katastrophe vorbei war, bot die ganze Gegend das trostloseste Bild der Verwüstung. Die Menschen suchten nach und nach auf dieser Einöde wieder Boden zu gewinnen. Aber am Abbruch der Kaiseregg kam aus einer Felsschlucht ein Drache hervor. Seiner Gefrässigkeit fielen Menschen und Tiere zum Opfer. An der kalten Sense — der Ort heisst heute noch Gutenmannhaus — hatte ein frommer Einsiedler, namens Remigi, seine Zelle. Zu diesem eilten die Hirten, klagten ihm ihr Leid und baten ihn um Hilfe. Der fromme Mann kam, und mit den Zeichen des Kreuzes bannte er das Ungetüm. Bei den Felsen oben am See stürzte sich der Drache ins Wasser und ward von da an nicht mehr gesehen. Jener Fels heisst heute noch die Drachenfluh.

Die Schlangenbeschwörung.

I.

Auf der Südseite des Schwarzsees, zwischen den Felsenhäuptern der Rippafluh und Spitzfluh liegt der Eingang zum Breggaschlund. Er ist einer unserer schönsten Alpentäler. Auf drei Seiten wird er von hohen Gipfeln umsäumt; Bremingard, Patraflon, Schopfenspitz und Körbliflüh sind die bekanntesten unter ihnen. Die Weiden reichen mancherorts bis an die Felsen hinan und sind mit weissen Kalksteinblöcken übersät, zwischen denen würzige Gräser wachsen und mannigfaltige Blumen blühen. Ein guter Weg zieht sich durch das ganze Tal, bald durch duftenden Tannenwald, bald durch blumige Wiesen führend, an Berghütten vorbei, die von knorrigen Ahornen beschattet werden.

Schon vor hunderten von Jahren war die Bregga den Hirten ein Paradies. Die Kühe gaben überreichlich Milch. Keller und Gaden füllten sich mit fettem Käse und goldener Butter. Doch der Reichtum machte die Hirten stolz. Da schlich sich die Schlange in dieses Paradies und vermehrte sich von Jahr zu Jahr. Anfänglich hausten die giftigen Schleicher nur droben an den sonnigen Felshängen. Nach und nach zogen sie ins Tal hinab und belästigten Menschen und Vieh. Unter den Steinhäufen hatten sie ihre Schlupfwinkel. Bald wimmelte es überall von Schlangen. Sie schlichen über die Wege, sie zischten durch das Gras, sie lagen geringelt auf den sonnenwarmen Steinen, sie wanden sich an den Beinen der Kühe empor und sogen die Milch aus den Eutern, sie schleckten im Gaden die Nidel aus den Gebsen, sie frassen am Käse, sie nasch-

ten am Ziger, sie zankten um die Butter, sie waren überall und hinter allem. Viele Tiere wurden gebissen und gingen zugrunde; andere gaben nur mehr blutige Milch. Auch Menschenopfer gab es zu beklagen. So verwandelten die Giftwürmer innert wenigen Jah-



ren das Paradies zur Hölle. Die Hirten waren gegen diesen Feind macht- und hilflos.

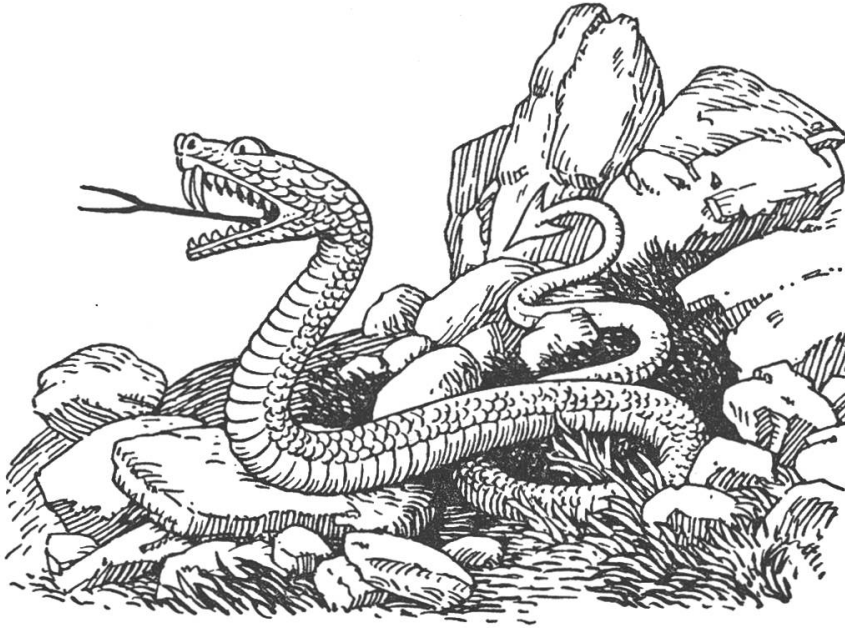
Da tauchte eines Sommers ein sonderbarer, fremder Mann in der Bregga auf. Er war lang und hager, trug Stulpenstiefel und einen langen Degen am Gürtel, hatte einen weiten, dunklen Mantel um die Schultern und auf dem Kopfe ein Sammetbarett mit Feder.

Sein Gesicht war von einem schwarzen Bart umrahmt, der nach unten wie ein Pfeil sich zuspitzte. Der Fremde sagte den Hirten, er sei ein Zauberer. Er habe von ihrer Schlangenplage gehört und wolle sie für immer davon befreien. Nur möchte er zuvor noch wissen, ob man je einmal in diesem Tale eine weisse Schlange gesehen habe. Es wurden alle Hirten befragt, aber keiner wollte so etwas bemerkt haben. Man vereinbarte noch die Entschädigung, und der Zauberer schritt zur Beschwörung. Er suchte einen ebenen Platz aus. Da zog er mit dem Degen einen Kreis von sieben Schritt Durchmesser. Dann stellte er sich in die Mitte desselben, sprach die Zauberformel und schwang dabei den Degen nach allen Himmelsrichtungen. Nun fing er an zu zischen wie eine Schlange, und siehe der Zauber begann.

Von allen Seiten schlichen die giftigen Reptilien heran, streckten die Köpfe über den Kreis und konnten nicht mehr weiter. Sie züngelten und fauchten und spien ihr Gift gegen den Zauberer. Der aber ergriff den Degen, schritt im Ring herum und hieb ihnen die Köpfe ab. Aber von allen Richtungen krochen immer neue Bestien herbei und liessen sich enthaupten. Schon mehr als eine Stunde war veronnen. Um den Ring bildete sich ein ganzer Wall von zuckenden Schlangenleibern und im Innern desselben türmte sich ein Hügel von Köpfen auf. Immer neue Scharen eilten heran, um sich köpfen zu lassen. Doch plötzlich tönte vom Hang des Berges her ein seltsames Zischen, das mehr einem Pfeifen glich. Der Zauberer stutzte, hielt im Schlachten ein und spähte nach der Richtung, woher der sonderbare Laut kam. Plötzlich erbleichte er und liess zitternd den Degen fallen. Vom Hang herunter schoss eine riesige, schneeweisse Schlange daher. Im nächsten Augenblick warf sie sich über den Wall der Schlangenleiber hinüber dem Zauberer um Hals und Arme und Beine. Gleichzeitig vereinigten sich alle die abgeschlagenen Schlangenköpfe wieder mit ihren Leibern und zischend und fauchend stürzte sich das zornige Schlangenheer auf den Zauberer. Einen Augenblick wirbelte alles wie toll und besessen durcheinander. Dann löste sich der Knäuel, und die Schlangen krochen nach allen Richtungen auseinander. Im Innern des Kreises blieb nichts als ein Häuflein blutiger Knochen zurück — die Überreste des Zauberers.

II.

Im folgenden Sommer verschlimmerte sich die Plage. Da erkannten die Hirten, dass weder menschliche Kraft noch Teufelszauber hier etwas helfen könne, sondern nur der gütige Gott allein. Es machten sich einige auf, und pilgerten nach Altenryf. Dort klagten sie den frommen Vätern ihre Not und baten um Rat und Hilfe. Der Prior tröstete sie und empfahl ihnen fest auf Gott zu vertrauen,



so werde sicher bald die Errettung von der Plage kommen. Man werde im Kloster für ihr Anliegen beten. Nach neun Tagen werde ein Pater in die Bregga kommen und mit Gottes Hilfe versuchen, die Schlangen zu vertreiben. Getröstet und voll Zuversicht kehrten die Hirten heim. Im Kloster bereitete sich nun ein Mönch durch Gebet, Fasten und Nachtwachen auf sein Amt vor. Nach neun Tagen ging er ins Tal der Schlangen, um die Beschwörung vorzunehmen. Die Hirten eilten ihm entgegen und führten ihn zur Combihütte, die zu oberst im Tale liegt. Er empfahl ihnen, ihm in einiger Entfernung betend zu folgen und sich nicht zu fürchten. Dann kniete er nieder, erhob die Hände zum Himmel und begann die kirchliche Beschwörungsformel zu beten: «Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat. Herr, erhöre mein Gebet und lass mein Rufen zu dir kommen». Als er



sein Gebet beendet hatte, stand er auf und sprengte das geweihte Wasser nach allen Himmelsrichtungen. Unterdessen hatten sich schwarze Gewitterwolken über der Schopfspitze zusammengeballt und es blitzte und donnerte ohne Unterlass. Und jetzt geschah das



seltsame Wunder. Von den Bergeshängen, aus den Erdlöchern und Steinhaufen kamen die Schlangen hervor u. krochen herbei. Der Mönch erhob sein Kreuz und gebot ihnen voraus zu gehen. Nun schritt er langsam talabwärts und vor ihm her, kugelnd, hüpfend, purzelnd über Stock und Stein wie ein Bergbach ging das Schlangenheer. Im Weitergehen rückten bald von rechts, bald von links, wie wilde Seitenbäche, immer neue Scharen zorniger Schlangen heran. Hei, wie die pisperten und zischten und fauchten und züngelten und ihr Gift nach dem Mönche spien. Und wenn ein Blitz zuckte, dann leuchteten hundert und tausend Schlangenaugen wie Feuerfunken auf. Das Donnerrollen liess den Boden erzittern, als wollte es all das Nattern- und

Viperngezücht aus seinen Schlupfwinkeln hinausjagen. Immer neue Schlangenmassen eilten herbei, — grosse, kleine, schwarze, silbrige, gestreifte und getüpfelte, — alles wogte, wirbelte und flutete wild durcheinander.

Schritt um Schritt geht der Mönch talwärts, das Kreuz hoch emporhebend. Hinter ihm folgen betend die Hirten, über ihm rast das

Gewitter und vor ihm her wälzt sich in wilden Fluten der Schlangengstrom. So geht der sonderbare Zug langsam weiter und weiter bis zur Talmündung, wo eine Felswand senkrecht in den See abfällt. Hier stauen sich die Schlangen, türmen sich zu einem Hügel auf und wollen nicht mehr weiter. Da tritt der Mönch näher und macht mit dem Kruzifix das Zeichen des Kreuzes. Vor dieser Macht muss das höllische Gezücht weichen. Der Schlangenknauel kommt ins Gleiten und rutscht wie eine Lawine über die Felswand hinunter. Einen Atemzug lang ist alles still — dann fällt die Masse donnernd in den See, und die Wellen spritzen turmhoch empor. Die Schlangen sind vernichtet, die Hirten von der Plage befreit. Das Gewitter hat sich verzogen, die Wolken eilen von dannen und Sonnenschein liegt wieder auf der Bregga.

Am Rande des Felsens kniete der Mönch nieder und dankte dem Herrn für seine Hilfe. Dann ging er schweigend und in sich versunken den Weg zurück. Die Hirten folgten ihm ehrfurchtsvoll und wagten nicht ihn anzureden. Bei der oberen Breggahütte machte er auf dem Hügel Rast. Er zog einen Lederbeutel aus der Tasche, legte ihn auf eine Steinplatte und schichtete Steine darüber. Zu den Hirten sprach er: « In dem Beutel sind geweihte Medaillen. Hütet sie gut, denn solange sie hier in der Erde liegen, wird keine Schlange mehr in dieses Tal kommen ». Dann wanderte er weiter. Die Hirten folgten ihm bis in die Nähe der obern Combihütte. Als er schon den Weg nach dem Bergkamm einschlagen wollte, wagten sie es endlich ihn anzureden, ihm den Dank auszusprechen und nach der Schuldigkeit zu fragen. Da hob er Blick und Hand zum Himmel und sprach: « Danket dem Herrn da oben und vergesset nie mehr seine Güte ». Die Hirten antworteten: « Wir wollen sie ewig nicht vergessen und als sichtbares Zeichen unseres Dankes werden wir jedes Jahr einen fetten Käse ins Kloster bringen ».

« So sei es », erwiderte der Mönch. « Hier soll es für ewige Zeiten geschrieben sein. » Mit diesen Worten drückte er seinen Fuss tief in eine Steinplatte und eilte dann über den Berg seinem Kloster zu.

Der « Mönchstritt » ist heute noch zu sehen, und auf der Anhöhe ob der Breggahütte ruhen wohlverborgen in einem Steinhaufen noch immer die geweihten Medaillen. Darum hat des Mönches Bann noch heute seine Wunderkraft. Im ganzen Breggaschlund ist seitdem nie mehr eine Schlange gesehen worden.

Ein unglücklicher Spass.

In den Wäldern um Hohberg, Geissalp und Salzmatt trieb vor langer Zeit ein gefürchtetes Ungeheuer sein Unwesen. Das hatte die Gestalt eines riesigen Wildschweines. Es zerriss Ziegen und Kälber und frass sie mit Haut und Haar auf. Manchmal überfiel es auch Kühe und Rinder. Ja sogar die Menschen bedrohte es. Wenn das Ungeheuer auf einer Weide auftauchte, dann eilten die Viehherden in wilder Flucht dem Stalle zu, drückten sich dort zitternd und schlotternd aneinander und waren in dieser Nacht nicht mehr auf die Weide zu bringen.

Einst kamen die Hirten im Grubenhaus (Geissalp) zusammen, um einen gemütlichen Abend zu feiern. Es wurde getrunken, getanzt und gesungen. Als die Fröhlichkeit den Höhepunkt erreicht hatte — o jeh — da ging das Getränk aus.

« Wie schade ! » jammerten die einen. « Sollen wir nun schlafen gehen ? Jetzt, wo's am lustigsten wäre. »

« Man könnte eine Flasche Gebranntes in der Hohberghütte holen », meinten die andern. Der Rat war gut. Aber zwischen Geissalp und Hohberg lag ein dunkler Wald, und in dem Walde hauste das Ungeheuer. Niemand wollte den Gang tun. Es schien, als ob alle sich fürchteten. Endlich rief der Küher: « Ihr seid alle nur Höseler und fürchtet euch wie kleine Mädchen. Ich will schon gehen. Das Ungeheuer soll mir nur in den Weg laufen, dem will ich dann Beine machen, dass es sicher nicht noch einmal kommt ».

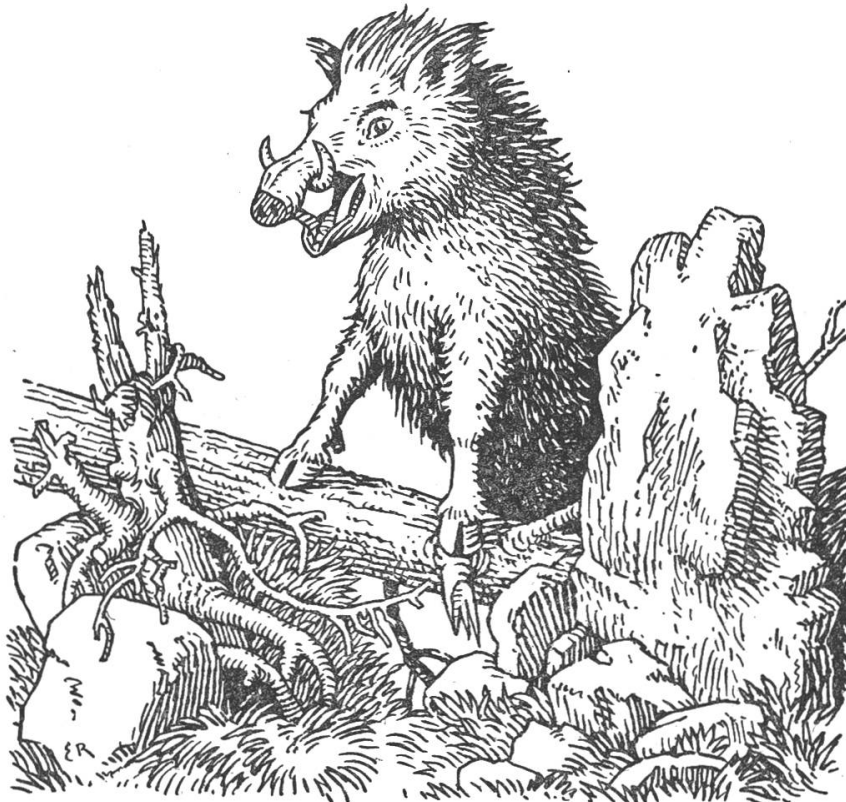
Mit diesen Worten steckte er eine leere Flasche in die Tasche und ging. Draussen ergriff er einen mächtigen Sparren, schulterte ihn wie ein Gewehr, umklammerte ihn mit beiden Fäusten und hielt ihn schlagbereit. Dann stampfte er in die sternenhelle Nacht hinaus. Polternd ging er über das Geissalpbrücklein und verschwand im Dunkel des Waldes, immer vor sich hinbrummend: « Es soll nur kommen, es soll nur kommen ».

Unterdessen war es bei den Hirten in der Geissalp stiller geworden. Das Schimpfwort « Höseler » lastete schwer auf den Gemütern. Besonders den Käser wurmte es. Still sass er da und brütete vor sich hin. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief: « Nein, ein Höseler bin ich nicht. Jetzt will ich grad wissen, wer sich mehr fürchtet, der Küher oder ich. Hört, ich habe einen Plan. Gebt mir eine Kuhhaut. Die werfe ich mir über, dass ich aussehe wie das Ungeheuer. Dann gehe ich dem Küher entgegen. Dort, wo der Weg am Ende des Waldes in die Hohbergweide einbiegt, ist ein Türli und daneben eine mächtige Tanne. Hinter dieser verberge ich mich. Wenn dann der Küher vom Hohberg zurückkommt, dann fängt das Ungeheuer hinter der Tanne an zu grunzen und zu brummen, dann richtet es sich auf und springt mit einem Satz auf den Weg hinunter. Dem Küher wird der Chlupf in die Beine fahren, dann wird er, was hesch was gisch, durch den Wald flüchten, das Ungeheuer immer hinter ihm her. Mich dünkt, ich höre schon den Schnaps in seiner Tasche gluntschen. Schweissgebadet und halberstickt wird er hier in die Stube stürzen, die Türe hinter sich zuschmettern und meinen, er sei endlich erlöst. Aber dann wird die Türe wieder aufgerissen und herein poltert das Ungeheuer — zieht die Haut ab — und dann lachen wir den Höseler aus — lachen, lachen — und trinken die neue Flasche. »

« Huh, das musst du machen. Das gibt einen grossartigen Spass », riefen alle und die alte Fröhlichkeit kehrte wieder zurück. Eine schwarzscheckige Kuhhaut wurde herbeigeschafft und dem Käser übergeworfen. Im fröhlichsten Lärm verliess das Ungeheuer die Geissalphütte, durchquerte den Wald, um sich drüben beim Türli auf Posten zu begeben.

Inzwischen hatte der Küher bei der Hohberghütte seine Flasche gefüllt und sich wieder auf den Rückweg gemacht. Hinter

der schwarzen Fluh stieg der Mond empor und goss sein Zauberlicht über die wunderbare Bergwelt. Silber schimmerten die Schindeldächer der Hütten aus dem dunklen Grund, und nah und fern glöckelten und glünggelten die Herden in seligem Alpenfrieden. Der Küher nahte. « Es soll nur kommen », brummte er vor sich hin. « Es soll nur kommen ». Jetzt trat er in den Schatten des Waldes und stand vor dem Türli. « Es soll nur kommen. »



Da fängt es hinter der grossen Tanne an zu brummen und zu grunzen. Jetzt kriecht etwas Schwarzes hervor — ein Tier — nein, das Ungeheuer. Nun richtet es sich auf, mächtig gross — ein Gebrüll — ein Sprung — das Ungetüm plumpst auf den Weg herunter. Es will sich schnell wieder aufrichten, aber der Küher ist flinker. Sein Sparren fällt krachend auf den Schädel des Ungetüms. Das sinkt mit einem Weheschrei zusammen. Ein zweiter Sparrenhieb macht es vollends stumm.

In der Geissalp wartete das Hirtenvolk auf den Schlussakt der Komödie. « Die Zeit ist um, die beiden könnten da sein », hiess es. Aber es blieb noch eine Weile still. Dann nahten Schritte, aber nicht

hastige, sondern ruhig abgemessene. Die Haustüre knarrte, die schweren Schritte gingen durch die Küche, die Stubentüre öffnete sich, und herein trat stolz — der Küher. Er stellte eine volle Flasche auf den Tisch und sprach: «So, nun trinkt und seid fröhlich». Da waren alle höchst erstaunt und fragten: «Ist dir nichts begegnet? Hast du das Ungeheuer nicht gesehen?»

«Wohl, wohl, das Ungeheuer ist mir begegnet. Enet dem Walde, beim Türli ist es hinter der grossen Tanne hervorgekrochen.»

«Ja, und dann?»

«Dann hab ich ihm zweimal mit einem Sparren auf die Schnauze gezündet. Es liegt noch dort. Wenn ihr Gurasch habt, könnt ihr's euch ansehen. Es beisst jetzt nicht mehr.»

«Barmherziger Gott! Jetzt ist ein Unglück geschehen», riefen die Hirten. «Du hast den Käser niedergeschlagen», jammerten die Frauen. Das fröhliche Fest nahm ein jähes Ende, und die neue Flasche blieb unberührt. Alle eilten in die Nacht hinaus, der Unglücksstelle zu. Aber als sie sich dem Türli näherten, da lähmte ein neuer Schreck ihnen die Knie. Dort stand ein riesiges Tier, wie ein Wildschwein aber fast so gross wie ein Elefant. Das war das richtige Ungeheuer. Deutlich hob sich seine dunkle Gestalt vom mondbeschiedenen Hintergrunde ab. Es frass die letzten Reste des Erschlagenen auf. Man hörte das Krachen und Knacken der Gebeine. Jetzt leckte es noch die Blutlache auf und trottete dann langsam bergwärts. Wie vom Schreck erstarrt schauten die Hirten auf das grässliche Schauspiel und wagten weder vorwärts noch rückwärts zu gehen. Als das Ungeheuer längst über den Berg war, getrauten sie sich endlich näher zu treten. Vom Käser war nichts übrig geblieben als ein blutiger Fleck am Boden. Das Ungeheuer aber zeigte sich von da an nie wieder...

Das ist wohl schon lange her. Aber die Erinnerung an die blutige Tragödie ist noch immer wach. Auf dem Hohberg steht heute noch am Waldrand der Zaun und das Türli. Die grosse Tanne ist längst gefällt worden. Aber ihr mächtiger Wurzelstock ist noch zu sehen. Ein Grauen ist hier zurückgeblieben. Menschen und Tiere meiden den Ort. Ein Hirt erzählte, sein Hund sei nie durch das offene Türli zu bringen gewesen. Er habe immer einen weiten Bogen drum herum gemacht und sich ober- oder unterhalb einen Weg durch den Zaun gesucht.

Die Viehseuche.

Die schönsten Weiden im Gantrischgebiet gehören seit Ende des XIII. Jahrhunderts dem Bürgerspital von Freiburg; daher der Name Spital- oder Spittelgantrisch. Bis 1917 hatte die Viehzuchtgenossenschaft von Treffels diese Berge gepachtet. Im Frühjahr zogen die Herden zuerst nach dem Spitalvorsatz hinter St. Silvester. Wenn hier das Gras abgeweidet war, dann wanderten sie nach den Gantrischbergen, um im Spätsommer wieder in den Vorsatz zurückzukehren. Sowohl der Alpaufzug wie die Talfahrt der « Spittler » gehörten zu den reizendsten Anlässen des Oberlandes. Von fern her hörte man sie kommen. Wie dumpfes Donnerrollen klang es. Der Ruf: « Die Spittler kommen », wirkte wie ein Alarm im Dorf. Alles eilte an die Strasse. Und jetzt kamen sie, die 120-150 prächtigen Schwarzscheckkühe. Jede trug am breiten, gestickten Bande irgend ein Geläut, eine Treichel, eine Schalle, ein Glunggi oder ein Glöcklein. Das war ein Brausen und Rollen, ein Bimmeln und Bammeln, ein Läuten und Klingen, ein Fluten und Wogen von Tönen, vom tiefen, dunklen Brummen der Treicheln bis hinauf zum hellsten silbernen Klingen der Glöcklein. Die Hirten gingen in weltscher Kühertracht, mit Mirtel und Stock, neben der Herde. Bei der Alpfahrt trug jeder am Hute oder an der Brust einen Rosmarinzwig, bei der Talfahrt einen Strauss der schönsten Alpenblumen. Den Schluss des Zuges bildete der « Zügel » mit dem mächtigen Käskessi und dem Sennereigerät. Und wenn die stolze Herde end-



lich dem Blickfeld der Augen entschwunden war, blieb man immer noch stehen und horchte noch lange dem wundersamen Läuten in der Ferne. Ein feines Klingen blieb einem den ganzen Tag im Ohr und manchem auch im Herzen.

Wie uns die Überlieferung meldet, stand die Alpwirtschaft im Gantrischgebiet schon im 17. Jahrhundert in hoher Blüte. Die schönsten Viehherden des ganzen Alpenlandes habe man hier sehen können. Die Eigentümer waren reich, aber auch stolz auf ihre prächtigen Tiere und all ihr Sinnen und Sorgen und Schaffen galt nur diesen. Doch Reichtum und Stolz verhärten oft die Herzen und ersticken jedes Mitleid für die Leiden und Nöten der Mitmenschen.

Da brach eines Sommers auf dem Spitalvorsatz eine furchtbare Viehseuche aus. Eine Art Lungenpest soll es gewesen sein. Die schönsten Tiere gingen zugrunde. Jeder Tag forderte neue Opfer. Kein Kräutlein und kein Tränklein wollte helfen. Da verliessen Hirten und Herden fluchtartig den Vorsatz und zogen nach dem Gantrisch. Doch die Seuche folgte ihnen auf den Fersen. Aus den Ställen tönte bald wieder das furchtbare Stöhnen und Ächzen

der Tiere und erfüllte die Herzen mit Schmerz und Hilflosigkeit. Jeden Morgen lagen einige Stücke hingestreckt und andere wieder zeigten die Anzeichen der beginnenden Krankheit. Immer waren es die grössten, kräftigsten Tiere. Es war, als ob die Würgerin Pest mit Kennerblick sich ihre Opfer aussuchte. Tiefe Trauer herrschte im Alpenland. Kein Lied und kein Jauchzer tönte mehr durch die Berge. Stumm verrichteten die Hirten ihre Arbeit. In der Nähe der untern Gantrischhütte hoben sie einen breiten, tiefen Graben aus. Darin versenkten sie die toten Tiere. Die Glocken und Treicheln liess man ihnen am Halse. Die schönen, wohlgenährten Kühe, die einst ihr Stolz und Reichtum gewesen, und an denen ihr Herz so sehr gehangen, sie wurden hoch mit Erde zugedeckt. O, welch ein Jammer, welch ein Schaden. Mit jedem Tage wurde die Herde kleiner, das Geläute schwächer und — der Graben länger.

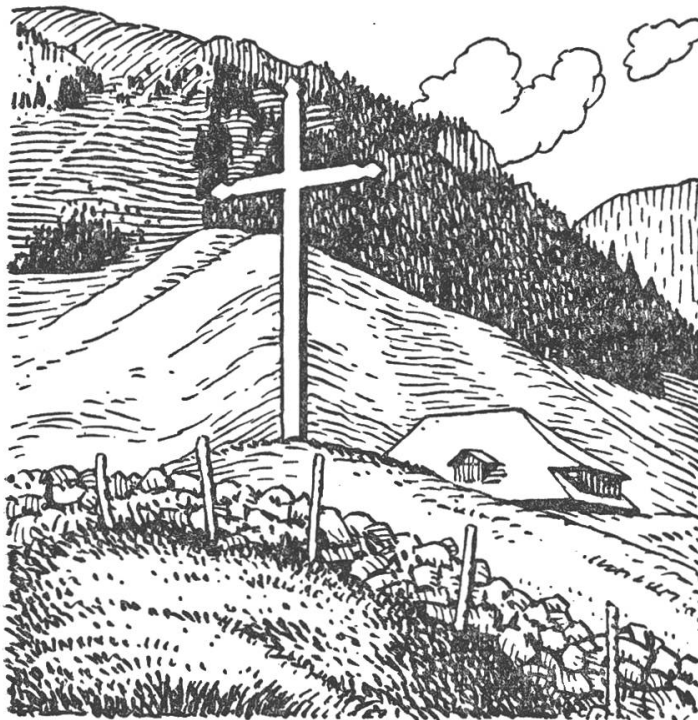
Da lösten sich die Herzen der schwergeprüften Menschen von den vergänglichen Geschöpfen los; sie hoben sich höher und höher empor bis hinauf zum Schöpfer, der über den Sternen thront, und den wir Vater nennen dürfen. Sie klagten ihm ihr Leid und baten ihn kindlich um Hilfe. Auch machten sie dieses Gelübde:

«Gott, wenn du diese Plage von uns nehmen willst, dann stiften wir im Bergkirchlein zu St. Silvester für ewige Zeiten ein Lobamt. Dieses soll am hl. Silvestertage zur frühen Morgenstunde dir dargebracht werden, und als Opfergabe werden wir einen Bergkäse und einen Schinken auf den Altar legen.»

Der gütige Vater im Himmel hatte Erbarmen mit seinen Kindern. Er nahm die Seuche weg und schenkte den Herden Wachstum und Gedeihen wie zuvor. Jetzt schwand die Trauer, und die Freude zog wieder ins Bergtal. Auf dem Schindanger aber errichteten die Hirten ein schlichtes Kreuz. Es sollte sie ständig daran erinnern, dass der erste Platz in unserem Herzen dem ewigen Schöpfer gebührt und nicht dem vergänglichen Geschöpf. Das Kreuz steht heute noch.

Etwa 50 Jahre später übernahmen andere Leute den Spitalgantrisch zur Bewirtschaftung. Sie glaubten, das Gelübde ihrer Vorgänger habe für sie keine Verpflichtung und unterliessen das Opfer. Da brach im folgenden Sommer neuerdings die verheerende Seuche aus. Von da an ist die Opfergabe nie mehr ausgeblieben.

Noch heute wird jedes Jahr am Silvestertage in der Morgenfrühe im Kirchlein zu St. Silvester ein Lobamt gehalten. Die Hirten vom Spitalvorsatz legen einen Käse und die vom Spitalgantrisch einen Schinken auf den Altar. Von nah und fern strömt das Volk herbei und opfert hölzerne Figuren: Mannli, Fraueli, Kühe, Ziegen, Schafe — jeder was ihm am Herzen liegt oder, was ihm Sorge macht.



Der Klopffeist.

In einem Talkessel zu Füßen der schwarzen Fluh liegt der Schönboden. Aus dem sanften Grün seiner Weiden leuchten helle Kalksteinblöcke und dazwischen richten sich knorrige Ahorne und mächtige Wettertannen trutzig auf. Weiter zurück steigt der dunkle Bergwald empor, und hoch darüber hinaus reckt die schwarze Fluh ihr stolzes Haupt zum Himmel. Wer einmal im Abendsonnenschein auf dieser Alp gerastet, dem melodischen Geläute der Herdenglocken und dem fernen Jauchzen der Hirten gelauscht hat, dem wird der schöne Boden immer im Gedächtnis bleiben als eine Stätte der unentweihten Naturschönheit, der seligen Ruhe und des weltfernen, paradiesischen Alpenfriedens.

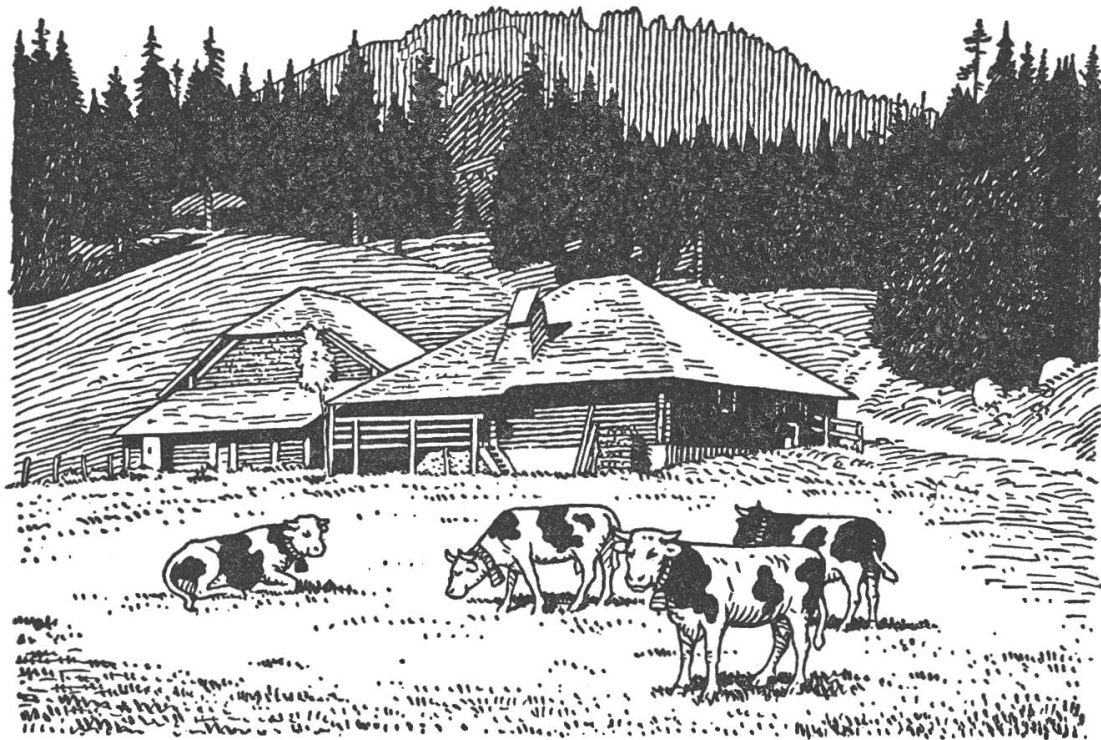
Und doch — und doch muss unter den Menschen, die in ferner Zeit hier wohnten, die Leidenschaft auch getobt und die Lieblosigkeit auch geherrscht haben. Wie wäre es sonst möglich gewesen, dass der Geist des einen unter ihnen in die Gefilde der Seligen nicht eingehen konnte, sondern zur Stätte seiner Vergehen zurückkehren musste, um da zu sühnen — hundert und mehr Jahre lang — bis ihm endlich Erlösung zuteil wurde.

Vor manchem Menschenalter meisterte auf dem Schönboden ein junger Hirt. Der Sohn des damaligen Eigentümers soll es gewesen sein.

Der Junge war ein arger Mann,
War geizig, rauh und stolz

Er hieb auf Knecht und Untertan
Als wär es Stein und Holz
Und all ihr Fleiss und all ihr Mühn
War immer nicht genug für ihn. (G. Fülleborn.)

Wie die Mitmenschen, so behandelte er auch das Vieh mit unerhörter Brutalität. Doch dem Vater gegenüber gelang es ihm stets den Unschuldigen zu spielen und alle seine Schurkereien



den andern in die Schuhe zu schieben. Als er aber einmal einen Stier blutig schlug, da kehrte sich das misshandelte Tier plötzlich um, spiesste seinen Peiniger mit den Hörnern auf und schleuderte ihn mit Wucht an eine Mauer, wo er zerschmettert liegen blieb. Jetzt wurde es stiller auf dem Schönboden. Aber nicht lange. Schon nach einigen Wochen fing es im Hause an zu spuken, zu geistern, zu rumoren und zu poltern. Es war, als ob der Geist des bösen Meisters wieder ins Haus zurückgekehrt sei. Mitten in der Nacht wurden die Hirten aus dem Schlafe geweckt. Einmal klopfte es an die Türe, ein andermal ans Fenster. Doch es war niemand draussen. Es klopfte unter dem Fussboden, als wollte einer mit

der Axt vom Keller aus sich einen Weg in die Stube bahnen. Es klopfte an der Zimmerdecke, es klopfte an den Wänden, in der Küche, im Gaden, im Stalle. Es polterte auf dem Heuboden, und das war so anzuhören, als ob zwei wütende Muni miteinander kämpften. Die Hirten zündeten manchmal, wenn das Gepolter unerträglich wurde und die ganze Hütte davon zitterte, ein Licht an und hielten Umschau. Da war plötzlich alles still — und niemand zu sehen. Zeitweise hörten die Hirten das Gespenst mitten in der Nacht in der Küche hantieren. Es war, als ob jemand käsen würde. Ganz deutlich vernahmen sie die bekannten Geräusche. Da wurde gefeuert, Milch ins Kessi geschüttet, gerührt, Käse herausgehoben und unter die Presse gespannt. Sogar das Feuer hörten sie « sprätzel » ! Wenn sie dann Nachschau hielten, fanden sie allemal die Küche dunkel und leer und die Feuergrube kalt. Manchmal war das Klopfen und Rumoren auch am heiterhellen Tag zu hören. Wehe dem Küher, wenn er sich beim Melken vergass und ein unfolgsames, widerspenstiges Tier mit dem Stocke schlug oder ihm einen Fusstritt versetzte. Dann kam das Unkühr wie Donnerrollen über die Bühne und die Treppe herunter, die Stalltüre flog auf, wie ein Sturmwind brauste es durch den Stall bis zum Küher hin, ergriff ihn bei den Haaren und schüttelte ihn, bis er vor Schmerzen aufschreien musste. Dann wurde es wieder still. Das konnte man nur hören und fühlen, aber zu sehen gab es da nichts.

Mit der Zeit machte sich das Ungeheuer immer seltener bemerkbar, und schon glaubte man, es habe Erlösung und Ruhe gefunden. Da wurde einst in der Schönbodenhütte zwischen Küche und Stall eine neu Türe eingesetzt. Das blanke, weisse Holz derselben reizte den Hüterbub. Er nahm vom Feuerherd eine Kohle und zeichnete eine hässliche Gestalt, die einem Teufel glich, auf die Türe. Abends, als die Hirten um das Feuer sassen, wurde die Zeichnung bespöfelt und belacht. Der Bub erklärte, das Bild stelle das Unkühr dar. Er habe es zwar noch nie gesehen, aber es müsse allweg so aussehen. Da meinte der Küher: « Pass auf, Bub ! Mach keine Flausen, sonst kommt das Ungeheuer und plagt dich diese Nacht ». Der Bub entgegnete: « O, ich würde mich nicht fürchten, auch wenn es mir auf das Kissen klopfen würde ». Die Hirten sagten sich Gutnacht und suchten ihr Lager auf. Um Mitternacht ging ein



furchtbares Gepolter über die Bühne. Der Bub erwachte. Aber, da war das Ungeheuer schon neben ihm und schmetterte mit einem Sparren drei fürchterliche Hiebe haarscharf an seinem Kopfe vorbei auf das Kissen. Dann wurde es wieder still. Jetzt wusste man dass das Ungeheur noch immer im Hause war. Doch machte es sich von da an nie mehr durch Gepolter bemerkbar.



Ein sonderbares Erlebnis hatte einst Hett (Heinrich) Neuhaus von Grundberg. Er ging noch spät im Herbst über die Berge. Hirten und Herden waren längst zu Tal gezogen, und totenstill war es da droben. Es wehte ein kalter Wind, und die Nacht brach früh herein. Hett entschloss sich, in der Schönbodenhütte zu übernachten. Er zündete dort in der Herdgrube ein Feuer an und ass, was er noch bei sich hatte. Noch lange blieb er am Feuer und wärmte und trocknete sich. Da stand plötzlich, ohne dass die Türe sich geöffnet hätte oder Schritte hörbar gewesen wären, ein Mann vor ihm. Er trug Küherkleider. Ohne ein Wort zu sagen hing er ein

Kessi an den Turm. Dann holte er im Gaden einige Gebsen voll Milch und leerte sie in den Kessel. Er schürte das Feuer und fing an zu rühren. Bald zog er einen Käse heraus, brachte ihn auf die Presse und packte ihn kunstgerecht im Järb ein. Als er mit aller Arbeit fertig war, nahm er in die eine Hand das Kessi, in die andere den Rührer und — war plötzlich nicht mehr da. Hett konnte sich die sonderbare Erscheinung nicht erklären. Doch glaubte er, es müsse das Ungeheuer, der Poltergeist gewesen sein, der in dieser Nacht sich ein einziges Mal sichtbar gemacht habe, in der Hoffnung, er könne Erlösung finden. Aber Hett war so voll Schrecken gewesen, dass er ihn nicht hatte fragen dürfen, was ihm fehlte. So fand der Geist keine Erlösung und musste weiter sühnen.

Später — viel später war es. Da sahen die Hirten jeden Abend, wenn sie um das Feuer sassen und das Abendgebet verrichteten, eine schwarze Katze mit feurigen Augen langsam vom Heuboden die Treppe heruntersteigen. Auf dem untersten Tritt blieb sie stehen, bis das Gebet beendet war. Dann stieg sie langsam von Tritt zu Tritt wieder auf den Heuboden hinauf. Den Hirten kam das recht sonderbar vor. Sie konnten sich nicht erklären, woher das Tier kam. Denn weit und breit besass niemand eine schwarze Katze. Da fiel ihnen ein, es könnte das Ungeheuer sein. Sie fingen an, dem Nachtgebet noch ein Vaterunser beizufügen für alle armen Seelen, die noch zu sühnen haben. Und siehe, die Katze kam jetzt nicht mehr alle Abende, kam immer seltener und blieb zuletzt ganz aus. Hatte der Geist endlich Vergebung und Ruhe gefunden? Es wird wohl so sein, denn im Schönboden geht längst kein Ungeheuer mehr um.

Der Jäger an der Roten Fluh.

Der Rotekasten ist der trutzigste Nachbar der Kaiseregg. An seinem Südabhang erhebt sich eine steile Felswand, die « Rote Fluh ». Von ihr weiss die Sage folgendes zu berichten:

Vor alter Zeit lebte im Jauntale ein verwegener Gamsjäger, der weder Gott noch Menschen etwas nachfragte. Die Jagd war sein Leben, seine Freude, sein Alles.

An einem schönen Sonntagmorgen nahm er einst die Büchse von der Wand, hängte den Rucksack um, piff dem Hund und ging auf die Jagd. Auf allen Wegen begegneten ihm fromme Kirchgänger, die ihn an das Sonntagsgebot erinnerten und zur Umkehr mahnten. Aber er spottete nur über ihren frommen Eifer und sprach: « Sonntag oder Werktag, das ist mir einerlei. Heute geh ich auf die Jagd ». So kam er an die Rote Fluh. Dort spürte der Hund eine Fährte auf und begann, sie zu verfolgen. Der Jäger stellte sich schussbereit an die Felswand. Nach einer Weile tönte Hundegebell an sein Ohr. Er spähte umher und erblickte hoch über sich auf einem schmalen Grasband eine fliehende Gemse und scharf hinter ihr her seinen Hund. Er riss das Gewehr an die Wange, zielte, schoss. Als der Rauch sich kaum verzogen hatte, da kollerte das getroffene Tier ihm tot vor die Füße. Aber es war nicht die Gemse — es war sein Hund. Da befiel den Jäger eine unsinnige Wut. Er wettete, fluchte, tobte und schrie: « Ich wollte lieber, ich hätte den Herrgott erschossen, als meinen braven Hund ». Um

diese Worte zu bekräftigen, legte er das Gewehr nochmals an und drückte einen Schuss gegen den Himmel ab. Schauerlich dumpf gaben die Berge und Felswände das Echo wieder, als ob sie sich scheuten, den Sonntagsfrieden zu stören. Doch das Strafgericht des Himmels folgte augenblicklich.

Als der Frevler den Schauplatz seiner Untat verlassen wollte, da konnte er es nicht mehr. Er war und blieb an seinen Platz gebannt für ewige Zeiten. Tage und Nächte blieb er an der Felswand stehen, bei Kälte und Hitze, bei Sturm und Wetter, und niemand konnte ihn befreien. Nach Wochen und Monaten sah man noch die bleiche, verwetternete Jägergestalt an den Fels gelehnt, das Gewehr im Arm, den Hund

zu seinen Füßen. Niemand wagte sich in die Nähe. Menschen und Tiere mieden die Stelle, Doch endlich mauerten die Hirten das bleiche Gerippe ein. Die Mauer ist heute noch zu sehen an der roten Fluh.



Vom Goldloch.

*Nach dem Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. Ach, wir Armen ! (Goethe).*

Wenn man vom Spitalgantrisch gegen den Känel wandert, so sieht man rechterhand die weisse Fluh. An ihrem Nordosthang liegt hoch oben auf einer kleinen Felsplatte das Goldloch. Trosseln und Vogelbeerstauden verdecken es. Das Goldloch ist ein 10-12 m tiefer Felsschacht, einem Sodloch ähnlich.

Ein verwegener Jäger stieg einst in die Tiefe dieser Höhle hinab. Da unten fand er einen Gang, der in das Innere des Berges führte. Dort war ein grosser, dämmerig beleuchteter Raum und in dessen Mitte stand — o welche Pracht — eine Tanne aus reinem Gold. Wie ein Kind vor dem Christbaum, so stand der Jäger da, ganz versunken in den Anblick des funkelnden Baumes. Doch plötzlich schrack er zusammen. Taptap-tap kam es wie langsame, schwerfällige Schritte immer näher, und das Echo davon tönte wie ganz fernes Donnerrollen durch den Berg. Dem Jäger gruselte es. Eiligst brach er sich eine Handvoll Zweige von dem goldenen Baume und stürzte dem Ausgange zu. Aber er schlug bald hier, bald dort mit dem Kopf an den Fels und mit Entsetzen musste er feststellen, dass der Gang immer enger und enger wurde.

Jetzt kommt er dem Schachte näher. Schon sieht er das Tageslicht schwach durch die Öffnung leuchten. Aber diese Öffnung des Ganges ist kaum mehr zwei Spannen breit. Schon fühlt er den Fels an Brust und Rücken. Noch zwei Schritte, dann ist

er draussen. Todesangst packt ihn. Kalter Schweiss rinnt von seiner Stirne. Die goldenen Zweige entsinken seiner Hand. Die Finger krallen sich in die Felsritzen und suchen einen schwachen Halt. Die Füsse stemmen sich gegen die Wand. So schiebt er sich ruckweise wieder ein Stück vorwärts. Noch einen Schritt, dann ist er im Schacht. Aber der Gang verengt sich noch mehr. Jetzt ist er



nur noch eine Spanne breit. Der Jäger ist förmlich eingeklemmt. Sein Atem stockt. Da fühlt die eine Hand den Rand des Felsens und umklammert ihn krampfhaft. Ein Ruck — und halberstickt, zerschunden und blutüberströmt taumelt er in den Schacht. Gerettet. Nach dem Gold im Berge gelüstet ihn fortan nicht mehr.

Aber dieses Abenteuer weckte in andern Leuten die Sucht nach Gold. Denn Gold bedeutet Reichtum, Macht und Lebensgenuss. Im Laufe der Jahre ist noch mancher in den dunklen, gähenden Abgrund des Goldlochs hinab gestiegen, in der Meinung, die Stunde des Glückes könnte ihm, ja gerade ihm doch endlich schlagen. Ging es nicht mit manchen grossen Erfindungen und Ent-

deckungen auch so ? Dutzende, vielleicht hunderte suchten und probierten vergebens — und plötzlich gelang es einem. Könnte es nicht auch hier so sein ? Es stiegen immer wieder andere voll Hoffnung in die dunkle Höhle und kehrten enttäuscht ans Tageslicht zurück. Keinem wollte sich der unterirdische Gang öffnen, und keiner hat den goldenen Baum je wieder gesehen.

Vor vielen Jahren machten vier Männer aus Plaffeien nochmals den Versuch, das Geheimnis des Goldlochs zu erforschen. Mit Leitern stiegen sie in die Tiefe des Schachtes und fanden noch verschiedene Spuren früherer Schatzgräber. Mit dem Pickel grub einer den Boden auf, die Erde schaufelte er in einen Kessel, der von den Gefährten an einem Seil ans Tageslicht gezogen wurde. Während er da drunten grub, hüpfte plötzlich eine kleine Kröte im Loch herum. Er nahm sie auf die Schaufel und warf sie in den Kessel. Dieser wurde hinaufgezogen, und Erde und Kröte über die Felswand geschüttet. Der Mann in der Tiefe pickelte und schaufelte weiter. Nach einiger Zeit lag vor ihm wieder eine grössere Kröte. Ahnungslos brummte er: « Hier sollte es « Chrotteloch » heissen und nicht « Goldloch ». Dann schaufelte er das garstige Tier in den Kessel, deckte es mit ein paar Schaufeln Erde zu und gab das Zeichen zum Aufziehen. Der Inhalt des Kessels wurde wieder über die Felswand hinabgeschüttet. Der Schatzgräber pickelte und schaufelte frohgemut weiter. Doch plötzlich wackelte vor ihm abermals eine Kröte, ein riesiges Tier. Es schien als wäre sie aus der Tiefe emporgetaucht. Sie war so gross wie die Schaufel. Sie glotzte den Mann mit giftig grünen Augen an, blähte sich bedrohlich auf und wurde immer grösser und dicker, bis sie zuletzt fast die ganze Bodenfläche überdeckte. Da packte den Goldgräber das Entsetzen. Er zweifelte nicht daran, dass sich ein Teufel in der Kröte verberge. Schleunigst ergriff er die Werkzeuge, kletterte wie gehetzt die Leiter empor und verliess mit seinen Gefährten in wilder Flucht die Stätte des Grauens.

Seither ist es still geworden um das Goldloch. Nur scheue Gens suchen dort unter den Trosseln und Vogelbeerstauden etwa noch Schutz vor brennender Hitze oder vor Verfolgern. Hie und da klettert auch ein wundriger Wanderer hinauf, um droben einen Blick in die unheimliche, dunkle Tiefe zu tun. Oder lockt ihn vielleicht immer noch der goldene Baum ?

Die Büsserin.

Der Gemsjäger Thomas jagte einmal in der Gegend der Kaiseregg. Am Fusse einer steilen Felswand setzte er sich nieder und hielt Mahlzeit. Da erblickte er in einiger Entfernung eine schöne, junge Dame. Sie war ganz weiss gekleidet, und dunkle Locken fielen ihr über die Schultern. Wie eine Traumwandlerin kam sie langsam über das schmale Grasband — immer näher. Über ihr ragte turmhoch der Fels empor, unter ihr gähnte der Abgrund. Sie ging am Jäger vorbei, so nahe, dass ihr Gewand ihn streifte. Auf seinen Gruss antwortete sie nur mit einem stummen Neigen des Kopfes. Er schaute ihr nach, bis sie um die Felsenecke bog und seinen Blicken entschwand. Thomas staunte und konnte sich nicht erklären, woher die Jungfrau komme, was sie hier in dieser gefährlichen Gegend suche, und wohin sie gehe. Er machte sich auf und ging bis an den Rand des Felsens, um ihr nachzuschauen. Aber er konnte sie nirgends mehr erblicken, nicht in der Höhe, nicht in der Tiefe — sie war verschwunden. Den ganzen Tag kletterte er nun in den Felsen herum, dachte immer an das seltsame, schöne Mädchen, vergass darüber die Gemen und kehrte spätabends ohne Beute heim. Selbst im Schlummer noch liess ihm das Erlebnis keine Ruhe und im Traume schaute er ihr liebliches Bild.

Am andern Morgen trieb es Thomas wieder in die Flühe hinauf. Er wanderte auf steilen Wegen, kroch an Abgründen vorbei, sprang über Klüfte, kletterte an Felswänden empor, bis er wieder

zur Stelle gelangte, wo er sie gestern gesehen. Sie war nicht da, und nirgends eine Spur von ihr zu erkennen. Er setzte sich nieder und wartete. Stunde um Stunde verrann. Sie kam nicht. «Ich bin ein Narr», dachte der Jäger. «Sie wird doch nicht alle Tage hier heraufsteigen. Sie wird nie mehr kommen.» Er stand auf, und ohne zu wissen, wohin er wollte, ging er planlos bergab, kletterte über Felsgräte, rutschte über Schutthalden und gelangte endlich an den Abhang des Berges.

Es war ein heisser Tag. Im Schatten eines riesigen Steinblockes liess er sich ins Gras nieder. Nach einer Weile sah er jemand den Hang herunterkommen. Es war ein alter Mann mit weissem Bart. Er schien kein geübter Bergsteiger zu sein. Bald schlittelte er auf dem Hintern, bald kroch er auf allen Vieren rückwärts herunter. Er hatte einen vollen Sack bei sich, den trug er bald auf der Schulter, bald stiess er ihn vor sich her oder zog ihn nach. So kam er unter vielen Mühen und Anstrengungen keuchend näher. Er schien den Jäger nicht zu sehen. Nur wenige Schritte von ihm entfernt, liess er sich erschöpft ins Gras fallen. Dann zog er ein Stück hartes Brot aus der Tasche und hielt Mahlzeit. Thomas, der ihm mitleidig zuschaute, erinnerte sich jetzt, dass er seit der Morgenfrühe nichts mehr gegessen hatte, und dass es Zeit wäre, Mittag zu machen. Einer plötzlichen Eingebung folgend, ergriff er seinen Rucksack, setzte sich neben den Alten und fragte:

«Wo kommt ihr her?»

«Aus der Stadt.»

«Was macht ihr da droben?»

«Kräuter sammeln.»

«Welcherlei?»

«Nünhällmlera, Gärisch, Silbermänteli und Arnika.»

«Habt ihr Hunger?»

«O ja, auf den Bergen bekommt man schon Appetit.»

«Wenn ihr wollt, so könnt ihr mir gerade helfen, den Rucksack leichter machen, er drückt mich schon lange.»

«Vergeltsgott, Vergeltsgott — da helfe ich gerne.»

Thomas packte aus: Weissbrot, Speck, Wurst, geräuchertes Schweinszüngli und gebratene Rippenstücke. Dann knallte er eine Flasche auf und schenkte ein. Sie hielten fröhlichen Schmauss, er-

zählten, lachten, scherzten und tranken, bis der Alte erklärte, er sei kugelrund und bringe nichts mehr hinunter. So ein Kilbiessen habe er viele, viele Jahre nie mehr gehabt. Mit Tränen in den Augen dankte er dem Jäger für seine Güte, wünschte ihm reichen Gottesegen und verabschiedete sich.

Thomas stieg wieder bergauf. Er war gestern und heute noch nicht zum Schuss gekommen und wollte nicht mit leeren Händen heimkehren. Wie er so langsam emporstieg, schwand auf einmal das freudige Erlebnis mit dem alten Kräutermannli aus seinen Gedanken, und aus der Tiefe des Bewusstseins tauchte plötzlich die Erinnerung an jene schöne Jungfrau auf. Unwillkürlich lenkte er seine Schritte wieder zu dem schmalen Rasenband hin, wo er sie gestern gesehen hatte. Dort setzte er sich nieder. Tief unter ihm lagen die Bergstafeln, und die Herdenglocken läuteten leise in seine Einsamkeit herauf. Die Sonne brannte heiss an die Felsen und kein Windhauch regte sich. Thomas blickte träumend in die weite Ferne und dachte an sie. Da — auf einmal stand sie



vor ihm. Von der Sonne beschienen, glänzte ihr Gewand wie Schnee. Sie war unbeschreiblich schön. Ihr Anblick schmerzte fast die Augen. So schön konnte nur ein himmlisches Wesen sein. Sie lächelte mild wie ein Engel und sprach: « Thomas, ich danke dir — du hast mich erlöst ». Der Jäger rieb sich die Augen und wollte fragen: « Wie ist das möglich ? » Aber er brachte kein Wort hervor. Da erzählte sie:

« Ich war das einzige Kind einer vornehmen Familie. Wir wohnten in der Stadt. Meine Eltern schenkten mir Liebe und Güte in überreichem Masse. Wie schützende Engel wussten sie alle Leiden und Gefahren des Leibes und der Seele von mir abzuwenden und fernzuhalten. Ich habe in meinem Leben nie Hunger und nie Durst empfunden, habe nie Hitze und nie Kälte gespürt. Mitten in des Lebens Frühlingstagen, da rief mich der Herr zu sich. Ich wurde zwar nicht verworfen, konnte aber nicht sofort in die ewige Seligkeit eingehen, weil ich auf Erden nichts gelitten und keine Werke der Nächstenliebe getan hatte. Ich musste erst hier in den Bergen herumwandeln und solange Hunger und Durst, Hitze und Kälte erdulden bis ich Zeuge einer guten Tat wurde. Monatelang habe ich in dieser Wildnis die Leiden geduldig ertragen und auf das erlösende Werk gewartet. Ach, es hätte sich so manches Mal Gelegenheit geboten, einem Durstigen einen Trunk zu geben, einem Hungrigen ein Stück Brot zu reichen, einem Müden seine Last abzunehmen, einem Verirrten den Weg zu weisen. Aber die Menschen gehen an der Not des Mitmenschen vorbei und denken nur an sich. — Als du heute mit dem armen Kräutersammler mitleidig dein Mahl teiltest, da stand ich unsichtbar hinter dir und meine Seele frohlockte, als sie Zeugin deiner Nächstenliebe wurde. Nun hat mein Leiden ein Ende. Noch in dieser Stunde werde ich in die himmlischen Gefilde eingehen. Habe Dank für deine Hilfe. Von der Himmelshöhe aus werde ich über dich wachen und Glück und Segen dir erflehen. » — Dann verschwand sie.

Thomas ging wie ein Trunkener nach Hause. Die schöne Jungfrau blieb lebenslang seine einzige Liebe. Er wurde ein glücklicher Träumer und starb im hohen Alter eines sanften, seligen Todes.



Die Ankenhex.

Auf dem Neuschels droben stand vor uralten Zeiten ein baufälliges Hüttlein. Drinnen wohnte ein steinaltes, wunderliches Frauei. Das ging trotz seiner Jahre noch jede Woche zwei bis drei Mal mit der Hutte schwer beladen ins Tal hinunter. Die Hirten meinten, das Weiblein trage Kräuter, Pilze oder Beeren in seinem Korbe. Aber wie erstaunten sie, als sie einst vernahmen, die Alte verkaufe Anken.

«Anken? Wo, zum Gugger, nimmt denn diese auch den Anken her? Bei uns kauft sie keinen mehr. Früher wohl, aber jetzt, seit vielen Jahren nicht mehr. Selber anknen, kann sie auch nicht; wo wollte sie die Nidel hernehmen, sie hat ja nur eine alte Geiss. Das ist doch merkwürdig.»

So sprachen die Hirten und beschlossen, das Rätsel zu lösen. Als die Alte wieder ins Tal hinunterstieg, untersuchten sie ihr Häuschen. In der Küche fanden sie ein mächtiges Butterfass und daneben einige leere Milchgebsen. Sonst war nichts Verdächtiges zu entdecken. Die Alte jedoch hatte gemerkt, dass man ihr misstraute. Sie ging darum nicht mehr ins Tal hinab, sondern nahm den Weg über den Schweinsberg und verkaufte fortan ihre Butter in Plasselb und St. Silvester. Fröhlich zog sie aus und kehrte erst spät in der Nacht wieder zurück. Man verwunderte sich, wie sie trotz ihres hohen Alters noch so oft diesen weiten Weg machen konnte.



Eines Abends versteckte sich ein Hirte nahe beim Hütchen der alten Frau hinter einer Wettertanne. Der Hirt wartete und wartete. Endlich kam die Alte heim. Er sah, wie sie einen prüfenden Gang um das Häuschen machte. Dann hörte er, wie die Türe und die Fensterladen von ihnen fest verriegelt wurden. Nun schlich er leise, ganz leise ans Hüttlein heran. Durch einen kleinen Spalt in der Türe konnte er sehen, was drinnen vor sich ging. Ein trübes Talglicht erhellte den Raum. Das Weib rückte das grosse Butterfass in die Mitte der Küche und stellte einen Stuhl davor. Dann ging es zu seinem Lager, hob den Strohsack in die Höhe und zog unter demselben eine Rute hervor. Nun setzte es sich an den Ankenkübel, schlug mit der Rute daran und murmelte dazu: « Von jeder Kuh, einen Löffel voll ! » Ein dumpfes Rauschen erfolgte darauf. Die Frau fing vergnügt an, das Butterfass zu drehen. Nicht lange ging es, und sie konnte die Milchgebsen mit frischer, goldgelber Butter füllen. Geräuschlos schlich der Hirt von der Hütte weg. Er fand aber in selbiger Nacht keine Ruhe.

Noch ehe der Morgen graute, stand er wieder hinter der Wettertanne, den Blick auf die Hütte gerichtet. Bald knarrte die Türe, und mit einer Hutte voll frischer Butter auf dem Rücken, trat die Alte heraus. Als sie ausser Sehweite war, drang der Hirte in ihre

Hütte ein, holte die Rute unter dem Strohsack hervor, schlug damit ans Butterfass und sprach: « Von jeder Kuh — drei Löffel voll ! » Da fing es an zu rauschen, als stürzte ein Bergbach über die Felsen. Der Ankenkübel füllte sich rasch mit Nidel. Schon war er



voll bis an den Rand, und immer noch rauschte es. Jetzt floss er über, und die weisse Flut ergoss sich über den Küchenboden. Bis an die Knödel stand der Hirt in der süßen Nidel drinnen, und immer noch rauschte es. Jetzt rann sie über die Türschwelle, dann über die Steintreppe hinunter und den Bergweg hinab. Endlich hörte es auf zu rauschen. Grauen erfasste den Hirten, und er floh eiligst von diesem höllischen Orte.

Als er kurz darauf daheim die Milch nideln wollte, siehe, da fand sich in den Gebesen nur magere, « blaue » Milch, und kein Löffel voll Nidel war darauf. Da sprang der Nachbar aufgeregt herbei und meldete, bei ihm sei die Milch genidelt worden. Von allen Stafeln im ganzen Umkreis, ja sogar von der Riggisalp, vom Kühboden und vom Breggaschlund her eilten die Sennen zusammen und meldeten alle dasselbe: Die Milch sei genidelt worden.

Jetzt ging dem Hirten ein Licht auf. Er führte die Sennen zum Häuschen der Alten, zeigte ihnen die Nidelflut und erzählte alles, was er hier gesehen und erlebt. Nun war das Rätsel gelöst. Alle waren davon überzeugt, die Alte sei eine Hexe und habe durch Teufelskunst die Nidel « gezogen ». Noch am selben Tage ging das Hexennest samt Zauberrute und Ankenkübel in Flammen auf. Und die alte Hexe ? Hat sie wohl den Rauch aufsteigen sehen ? Sie kehrte nicht mehr zurück. Alle Nachforschungen waren umsonst. Sie blieb verschollen. Kein Mensch hat sie je wieder gesehen.

Die singenden Berggeister.

Der Klaus erzählt:

« In meinen jungen Jahren war ich Holzer. Einst arbeitete ich in einem Bergwalde des Muscherenschlundes, in der Nähe von Sangernboden. Es war ein heisser Tag. Am Abend fühlte ich mich sehr müde, ja, müder als sonst und meinen Kameraden muss es nicht besser ergangen sein, denn wir krochen an diesem Abend alle schon früh ins Heulager, viel früher als sonst. Mitten in der Nacht wachte ich plötzlich auf. Da hörte ich einen wundersamen Gesang. Er schien aus weiter Ferne zu kommen, wohl von der Höhe der Berge hernieder, war aber ganz klar und deutlich vernehmbar. Ich richtete mich auf und lauschte und lauschte stundenlang. Ich habe nie mehr in meinem Leben einen so himmlisch schönen Gesang vernommen. Erst gegen Morgen hin verklang und erstarb er in den Himmelshöhen. Andern Tages fragte ich meine Genossen, ob sie diese zauberhafte Nachtmusik auch gehört hätten. Sie schüttelten die Köpfe, sie hatten alle fest geschlafen und nichts davon vernommen. Ein alter Holzer aber erklärte mir: « Was du gehört hast in dieser Nacht, das war der Gesang der Berggeister. Er bedeutet nichts Gutes; wir werden noch heute ein Unwetter erleben». — Wie er gesagt, so kam es auch. Schon am frühen Nach mittag brauste ein furchtbares Gewitter über den Muscherenschlund. Es hagelte und hagelte, bis Wege und Weiden fusshoch mit Schlossen bedeckt waren, und die ganze Landschaft einen winterlichen Anblick bot.»

Der Gesang der Berggeister ist heute noch in manchen Gegenden unserer Freiburgeralpen zu hören. Doch hat er nicht überall die gleiche Weise. Im Känel, am Fusse des Schafharnisch, klingt er wie ein hoher, monotoner Jauchzer. Auf der Geissalp tönt er melodisch reicher und wird vom Treibruf *hooh — hooh — hooh* unterbrochen. Die Tiere hören aber nicht darauf. Im Schönboden und in der Bregga hat er wieder einen andern Klang. Aber immer,



wenn der Gesang der Berggeister zu hören ist, tritt ein plötzlicher Wetterumschlag ein, der meist Schneefall bringt.

* * *

Welsche Ankenbettler kamen einmal mit ihren Kindern auf den Schönboden und übernachteten hier. Am andern Tage regnete es bis gegen Mittag. Dann heiterte der Himmel auf, und das Bettelvolk zog talwärts. Gegen Abend suchte der Hüterbub einige Kühe, die noch zu melken waren. Auf einmal hörte er weiter unten im Tale ein Kind weinen und schreien. Er glaubte, die Bettler hätten eines der ihrigen aus Unachtsamkeit verloren. Er ging dem

Geschrei nach und, als er glaubte, an der gesuchten Stelle zu sein, da vernahm er das Weinen aus der entgegengesetzten Richtung. Nun lief er gegen die Geissalp hin. Dort angekommen, hörte er das Kind wieder am Hohberg drüben weinen. Und als er auf dem Hohberg anlangte, kam der sonderbare Ton von der schwarzen Fluh herüber. Der Knabe gab sein Suchen auf, trieb die verspäteten Kühe zum Stafel und erzählte sein Erlebnis dem Küher. Der schüttelte den Kopf und sagte nur: «Morgen wirst du sehen, was das «Plären» zu bedeuten hat».

Am andern Morgen waren Berge, Weiden und Wälder tief überschneit und es schneite noch immer. Da mussten die Hirten mit ihren Herden zu Tale fahren.

* * *

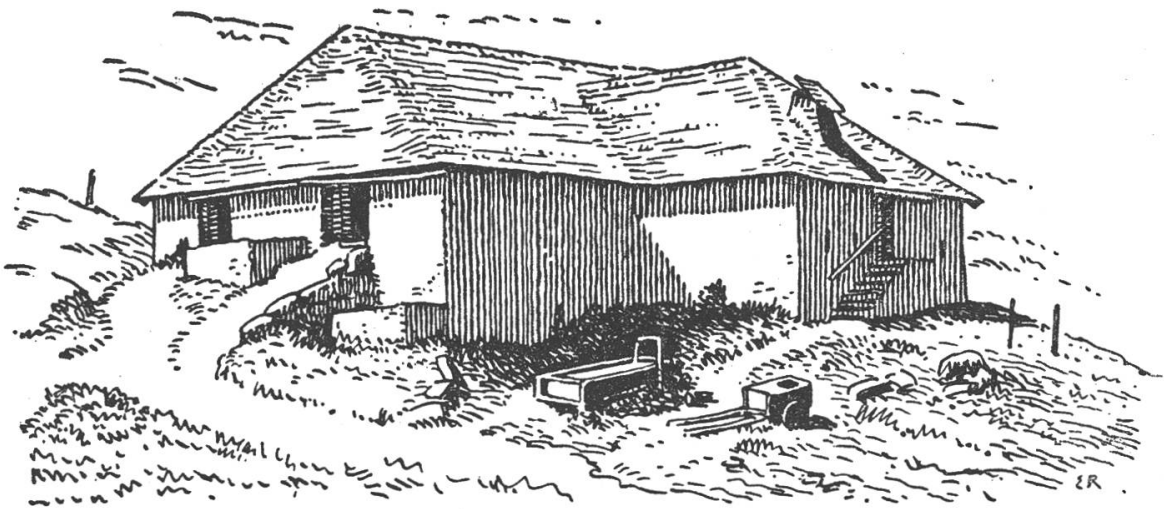
Es war im Herbst. Einsamkeit lag über den Bergen. Kein Herdengeläut klang mehr auf den Weiden, und keine Jauchzer ertönten mehr. Im Breggaschlund droben brannten zwei Männer noch Kohlen. Eines Tages hörten sie oben im Tale ein Jodeln und Singen und Hooh-hooh-Rufen. Dazwischen tönte das helle Läuten der Herdenglocken und das dumpfe Brummen der Treicheln. Es war, als ob eine verspätete Herde noch zu Tal fahren wollte. Doch der Klang kam immer aus der gleichen Richtung und wollte sich nicht nähern. Die Köhler horchten lange. Endlich sagte der Jüngere: «Was soll das Singen und Klingen bedeuten? Ein «Zügel» kann es nicht mehr sein, es ist ja längst alles zu Tale gefahren. Wir sind die einzigen, die noch da droben hausen». Nach einer Weile antwortete der Ältere: «Das sind die Berggeister. Wir müssen hier rasch fertig machen und dann hinuntergehen. Es wird ein böses Wetter geben».

Eine Stunde später verliessen die beiden die Alp und wanderten dem Tale zu. Auf einmal erhob sich heulend und pfeifend ein Sturmwind. Es begann zu schneien. Als sie zur Rippa kamen, reichte ihnen der Schnee schon bis an die Knie. Nur mit äusserster Mühe gelang es ihnen noch, bis zum Schwarzsee hinunter zu kommen.

Der Schlörggeler.

Wenn man auf dem Gipfel der Kaiseregg steht, dann wird das Auge zuerst gebannt von den majestätischen Silberhäuptern der Berneralpen. Zwischen diesen hindurch erkennt man in unendlicher Ferne sogar einige Spitzen der Walliserberge. Sie kommen einem schier vor wie scheue Kinder, die sich hinter Mutters Schürze verbergen und nur den Zipfel der Kappe hervorgucken lassen. Vom Kranz der ewigen Firnen schweift der Blick über die Zacken und Gräte der nahen Simmentalerberge. Endlich senkt er sich noch tiefer und bleibt an den dunkelgrünen Waloppseelein haften. Jetzt erst entdeckt man tief unter sich einen langerstreckten Stadel: die Kaisereggghütte.

Darin haust ein recht sonderbarer Berggeist. Er ist nicht einer, der mächtige Felsblöcke auf die Frevler schleudert, nicht einer der Tiere in die Abgründe jagt oder im Schnee- und Hagelwetter über die Alpen braust. Nein, er hat noch niemand ein Leid zugefügt. Er ist auch nicht einer, der mit Donnerstimme die Fehlenden warnt oder verwünscht. Er hat noch gar nie geredet. Er ist auch nicht ein helfender oder dienender Geist, der den Hirten das Vieh hütet und in der Nacht ihre Arbeit verrichtet. Er ist noch niemanden behilflich gewesen, hat sich noch nie sichtbar gemacht und auch nie einem Menschen Angst oder Schrecken eingejagt. Er ist ein ganz harmloser Geist, der still seine eigenen Wege geht und weder fordert noch gibt. Aber es ist ganz gewiss, dass er in dieser Hütte



lebt und ein und aus geht. Die Hirten haben ihn oft und oft schlürpend über die Bühne laufen hören, so wie jemand der Schlörggli an den Füßen hat. Sie nennen ihn darum auch nur den «Schlörggeler».

Der Hausgeist auf der Kaiseregg ist kein Siebenschläfer. In frühester Morgenstunde, eh noch die Sterne erblassen, steht er oft schon auf, schlörggelet über die Bühne, klappert die Stiege herunter und beginnt in der Küche zu rumoren. Der Meisterhirt in der Kammer nebenan erwacht darob und lauscht. Er meint es sei der Knecht, der das Morgenessen bereite. Ganz genau vernimmt sein Ohr die bekannten Hantierungen. Jetzt macht der da draussen Späne — zündet sie an — legt Reisig und Scheiter darauf. Das Feuer knistert und spretzelt.

Der Meister hört es ganz deutlich.

Jetzt nimmt er den Kessel und hängt ihn an den Turm. Die Kette klirrt, der Turm knarrt.

Der Meister hört es ganz deutlich.

Jetzt holt er im Gaden die Milch und giesst sie in den Kessel. Wie das rauscht.

Der Meister hört es ganz deutlich.

Einen Augenblick ist es still. Da rasselt an der Wand die Uhr und beginnt zu schlagen. Der Meister zählt: «Eins — zwei — drei. Nichts mehr? Nein, fertig. Drei Uhr also. Was kommt dem Knecht in den Sinn heute so früh aufzustehen? Ich will ihm sagen, er solle

sich noch zwei Stunden niederlegen». Er steht auf und öffnet die Türe zur Küche. Aber dort ist alles still, — kein Licht, kein Feuer, kein Mensch zu sehen. Da lacht er bittersüss, wie einer der in den April geschickt worden, und sagt zu sich selber: « Ohoo ! — as



isch nume der Schlörggeler gsii». Und als ob nichts geschehen wäre, legt er sich wieder ins Bett und schläft weiter bis der Tag erwacht und der Knecht in der Küche zu poltern beginnt.

So leben da droben auf der Kaiseregg Hirt und Schlörggeler im schönsten Frieden nebeneinander. — Wenns nur in der Welt draussen auch so wäre.

Der Muggi.

In einer Alphütte des Schwarzseetales kehrte jeden Abend ein seltsamer Gast ein. Wenn die Hirten nach dem Nachtessen sich an die Herdgrube setzten um beim traulichen Feuerschein noch eine Stunde zu plaudern, dann ging die Türe auf und ein alter, buckeliger Mann mit langem Bart kam herein. Ohne zu grüssen, ohne ein Wort zu reden ergriff er ein « Trohli », stellte dasselbe ans Feuer und setzte sich darauf. Hier hockte er stumm den ganzen Abend, hielt die Hände über dem struppigen grauen Bart gefaltet und blickte unbeweglich in die Glut. Stellten die Hirten ihm eine Frage, so gab er keine Antwort. Erzählten sie lustige Geschichten, — er lachte nie. Er tat als sehe und höre er nichts. Sagten sie aber einander Gutnacht, dann stand er auf und ging ohne Gruss hinaus.

Die Hirten konnten nie erfahren wer das Puggelimannli sei und woher es komme. Alles Spionieren nützte nichts. Anfänglich fürchteten sie sich vor dem unheimlichen Gast. Mit der Zeit aber gewöhnten sie sich an seine Anwesenheit, sein Kommen und Gehen. Sie liessen ihn frei gewähren und achteten zuletzt nicht einmal mehr auf ihn.

So vergingen mehrere Jahre. Eines Sommers stellte der Meister einen übermütigen Burschen als Hüterbub an. Der vertrug sich schlecht mit dem Buckeligen. Er neckte und plagte ihn alle Abend und suchte ihn zum Reden zu bringen. Doch alle Mühe blieb vergebens. Da nannte er ihn nur mehr den « Muggi ». Eines

Tages als die Hirten draussen arbeiteten, wurden sie von einem heftigen Regen überrascht. Sie flüchteten eiligst in die Hütte. Nun sassen alle um das Feuer, trockneten ihre Kleider, stopften ihre Pfeifen und plauderten. Da meinte der Bub: « Es ist doch viel gemütlicher, wenn der wunderlige Muggi nicht bei uns ist. Ich schlage ihm sein Trohli entzwei, dann weiss er heute Abend nicht wo er



sich hinsetzen soll und wird wieder gehen». Die andern wehrten ab: « Ach, lass doch dem Armen sein Plätzchen am wärmenden Feuer». Aber der Bub hatte schon die Axt ergriffen und ein wuchtiger Hieb sauste auf das Trohli. In zwei Stücken flog er krachend auseinander. Ein feines Klingen ertönte und — ein Häuflein Goldstücke lag am Boden. Staunend betrachteten die Hirten den kostbaren Schatz und glaubten ein Wunder sei geschehen. Aber das Wunder fand bald eine

ganz einfache Erklärung. Das Trohli war nämlich von Menschenhand gehöhlt, mit Gold gefüllt und sorgfältig wieder zugemacht worden.

Am selben Abend blieb der Muggi aus und zeigte sich auch später nie mehr. Das Rätsel seiner Herkunft löste sich. Das Püggelmannli war niemand anders als der büssende Geist eines geizigen Hirten, der einst auf dieser Alp gehaust und sein Geld im Trohli versteckt hatte, damit es nicht in die Hände der Menschen falle. Mit der Auffindung des Schatzes hatte er Erlösung gefunden und war ein Kind der Seligkeit geworden.